

Through the Dark Woods

Aleksandr Skorobogatov

An extract

Original title Achter de donkere wouden
Publisher De Geus, 2025

Translation Dutch into German
Translator Andrea Kluitmann

© Aleksandr Skorobogatov/Andrea Kluitmann/De Geus/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

1

Dein Brief hatte mich sehr beglückt. Er zeigte mir, dass du nicht wütend warst, mir vergeben hattest, obwohl du zwar nicht wusstest, warum ich vor zehn Jahren weggegangen war, vielleicht glaubtest, dass es Gründe dafür gab, triftige Gründe, die nichts mit dir zu tun hatten, und dass ich dich liebte, damals, vor zehn Jahren und jetzt, und dich immer lieben werde. „Beglückt“ ist natürlich ein hoffnungslos unzureichendes Wort, sogar mit einem *sehr* davor. Dein Brief hat mich in Schockstarre versetzt. Mit einem Mal nahm er die unerträglich schwere Last der Schuld dir gegenüber weg, einer Schuld, die zehn Jahre lang unverzeihlich schien, doch nun, plötzlich und so leicht, vergeben wurde, durch einen einzigen Brief von dir, meinem Jungen, dem guten Sohn eines schlechten Vaters.

Was schriebst du in deinem ersten Brief, das mich dermaßen in Schockstarre versetzte, dass ich nach dem ersten Lesen nichts verstanden und mich an nichts erinnern konnte, und ihn noch mehrmals lesen musste, um mich zu beruhigen, zu glauben, was da geschah, es anzunehmen, dein Geschenk anzunehmen, ein unverdientes Geschenk, ein daher umso ersehnteres Geschenk?

Was hattest du mir zu erzählen beschlossen, in diesem allerersten Brief unseres Lebens, zehn Jahre nach der Trennung? Was war das Allererste, das ein fünfzehnjähriger im Stich gelassener Sohn seinem Vater sagen wollte?

Nur sehr wenig ist mir im Gedächtnis geblieben. Nicht nur wegen meines anfänglichen Schocks, sondern auch, weil seit dem Empfang deines allerersten Briefes zwanzig Jahre vergangen sind. Vieles hat die Zeit ausgelöscht, die Mutter und Henkerin aller Erinnerungen. Das Wichtigste jedoch ist, dass ich diesen Brief nie wieder erneut gelesen habe, nachdem du, genau zehn Tage, nachdem du ihn verschickt hattest, ermordet wurdest, und ich – der ich den Verstand verlor wegen des absolut unerträglichen Schmerzes, des Schmerzes, mein eigenes Kind zu verlieren, des Schmerzes, dich zu verlieren, meinen geliebten Sohn, nach zehn Jahren Trennung, an deren Ende die unerwartete Freude von zehn Tagen Gespräch stand, zehn Tagen des uneingeschränkten, konzentrierten Glücks über dein Wiederfinden – alles daran setzte, den Verstand nicht zu verlieren, den Schmerz auf ein Maß zu reduzieren, den das Herz ertragen und das Bewusstsein aushalten konnte, um nicht völlig auszubrennen, um zu überleben – nicht in einem übertragenen, sondern im buchstäblichsten Sinne – und dafür war, nebst vielem anderem, ein Verbot der Erinnerungen vonnöten, ein Verbot, in der Erinnerung zurückzukehren zu dem kostbarsten und mörderisch Schmerzhaftesten, das volle Bewusstsein Vernichtende. Jene allererste Zeit hinterließ nahezu keine Erinnerungen, mit Ausnahme eines unaufhörlichen Schmerzes, der sich in mein Gedächtnis nestelte, ein Schmerz, der mich keine

Minute, keinen Tag, keine Nacht verließ, ein Schmerz, der zur Essenz meines Lebens wurde – meine Aufgabe, die Erinnerungen vor mir selbst zu verbergen, mich vor ihnen zu schützen, sie zu zerstören, erfüllte ich daher mit Hingabe.

Habe ich genau deshalb deine Briefe nicht erneut gelesen? Weder den ersten, den wichtigsten und aufregendsten, noch die nächsten. Ich weiß nicht einmal, ob ich sie noch besitze. Kannst du dir das vorstellen? Jetzt erst wird mir klar, wie mächtig die Angst ist – ein Echo und eine Schwester jener ursprünglichen Angst – wie viel Schmerz noch in mir lebt, dass ich mich in all den darauffolgenden Jahren, bis zum heutigen Tag, nicht nur nicht getraut habe, deine Briefe erneut zu lesen, sondern nicht einmal den Mut gefunden habe, nachzusehen, ob sie noch da sind.

Du schreibst, du hättest eine Lehrkraft mit deinem natürlichen Magnetismus verzaubert und mit unerwartet hohen Noten die schwierigste Prüfung bestanden. Ich erinnere mich daran, weil ich trotz der Anspannung lachen musste: Genau so, mit den unerklärlichen Kräften des natürlichen Magnetismus, war auch ich mein Leben lang mit exzellenten Bewertungen durch alle Prüfungen gekommen, dein Vater, damals mit Vollstipendium an einer Moskauer Universität, was bedeutete, dass er ein Einser-Student war, der am Ende jedes Semesters Bestnoten bekam, aber eigentlich ein hoffnungsloser, widerspenstiger, leidenschaftlicher intellektueller Faulpelz.

Diese Ähnlichkeit brachte mich zum Lachen und wärmte mich: mein Blut, meine Seele ... Ach, wie viele überraschende und großartige Dinge hättest du dank deines natürlichen Magnetismus erleben können, mein schöner Junge, mein wundervoller Sohn.

Und hierauf warst du wahrscheinlich wirklich stolz, obwohl du es nur kurz angedeutet hast: Du konntest schon ziemlich gut Autofahren, mein starker, mutiger Sohn, auch, wenn du der Bescheidenheit halber hinzufügtest, dass rückwärts einparken noch immer nicht so ganz klappte.

Ach, das ist kein Ding, dachte ich damals beim Lesen, das ist eine Frage der Zeit, du wirst es lernen. Aber Zeit, die hattest du nicht mehr. Nicht zum Verbessern deiner Einparkkünste und nicht zum Atmen, Lachen, Haare stylen, Lieben, Wasser trinken, Geliebt werden, nachts im Gras liegen und zu den pulsierenden Smaragden am schwarzen Himmel zu schauen.

Natürlicher Magnetismus und Autofahren, ich glaube, etwas anderes habe ich mir nicht merken können.

Du hast höchstwahrscheinlich in einem späteren Brief geschrieben, wie irre aufgeregt du beim Schreiben dieses ersten Briefes warst.

Das Leben als eine Reihe von Niederlagen.

Kann sich ein Vater eine Niederlage vorstellen, die ernster und verbrecherischer ist als der Tod des eigenen Kindes – eines Kindes, das er nicht beschützt hat, für das er nicht sein eigenes Leben hergegeben hat? Ein Kind, wie in meinem Fall, für das ich nicht einmal in der Nähe war, für das ich weder in den ersten zehn Jahren des Schweigens in der Nähe war, noch in den zehn Tagen des Gesprächs, die darauf folgten, und schließlich nicht in jener schrecklichen Nacht.

Jemand erzählte mir mal die Geschichte eines Vaters, ein südafrikanischer Arzt, dessen Sohn, nachdem er ganz nach oben in einen Baum geklettert war, vor seinen Augen herunterfiel und starb: Er fühlte er sich nicht mehr als Mann, dieser Mensch, dieser Vater. Genau so fühlte ich mich nach deinem Tod: Weil ich dich nicht beschützt hatte, weil ich meine wichtigste Aufgabe als Vater und überhaupt als Mann, nicht erfüllt hatte, verlor ich das Recht, als Mann bezeichnet zu werden.

„Ich bin kein Mann ...“ war damals nicht der wichtigste Gedanke, nicht der wichtigste Schmerz, aber schon einer der prägendsten, einer der quälendsten, weil er mich von allen anderen extremen Gedanken am meisten beschämte. Im Beschützen, beim Retten eines Kindes, einer Frau, oder von wem auch immer, und wenn es sein musste auch auf Kosten meines eigenen Lebens, sah ich die elementarste Rolle für mich und darüber hinaus für jeden Mann. Ich kann kaum zählen, wie oft ich aufrichtig verkündet habe, ein solcher Tod – als Beschützer, als Retter – käme mir fast wie eine Belohnung vor, eigentlich als Krönung des Lebens.

Aber in Wirklichkeit hatte ich nicht einmal meinen eigenen Sohn beschützen können.

Ich kann mich nicht daran erinnern oder mir auch nur vorstellen, was ich dir zurückgeschrieben habe. Wahrscheinlich irgendwelche unbeholfene Kinkerlitzchen, entsprungen aus dem Schock, einfach aus der Verwirrung heraus, der Scham, der üblichen Angst, die Seele zu entblößen und vom ersten Wort an über das Wichtigste zu sprechen, das Einzige, was du hören wolltest, und weshalb du mir überhaupt geschrieben hattest.

Würde ich diesen Brief von vor zwanzig Jahren heute verfassen, würde ich dich um Vergebung bitten und dir schreiben, wie sehr ich dich liebe. Nur diese beiden Dinge sind relevant in meinem ersten Brief: meine Schuld dir gegenüber und meine Liebe für dich. Aber statt des Allerwichtigsten, und als Antwort auf deinen natürlichen Magnetismus und das Rückwärts-Einparken, erzählte ich dir von meinem natürlichen Magnetismus und meinen Rückwärts-Einpark-Talenten, und höchstwahrscheinlich tat ich das auf lebhafte und humorvolle Weise. Vielleicht hast du beim Lesen meiner Antwort gelacht und die Enttäuschung vor dir selbst verborgen oder nicht verborgen, die du über den Mangel echter Worte empfunden hast, Worten, die für uns beide lebenswichtig gewesen wären. Worte, die du zehn lange Jahre nicht von mir gehört hattest und die ich nicht ausgesprochen habe.

Ja, ich weiß, dein Magnetismus und dein Fahrtalent waren kein Zufall, ebenso wie auch mein Magnetismus und mein Fahrtalent kein Zufall waren: So verbergen wir Scham, Schmerz, Verwirrung, Angst. Außerdem liegt immer so viel Zeit vor uns, bodenlose Meere endloser Zeit, mehr als genug, die richtigen Worte zu finden, sich ihrer Notwendigkeit bewusst zu werden. Aber du schriebst über Magnetismus als Kind, und ich als dein Vater. Und daher hast du von mir nicht die Worte gehört, die du so dringend brauchtest. Und ich habe dir die Worte nicht gesagt, die ich dir so dringend hätte sagen müssen.

Es wäre sehr einfach, sie jetzt zu sagen.

Vergib mir, mein Sohn.

Ich liebe dich, mein Sohn.

Aber ich ließ die Zeit unbemerkt verrinnen, und jetzt mit dir über Vergebung oder Liebe reden ist ...

ja zu einfach, zu pathetisch und irgendwie verlogen – obwohl es überhaupt nicht verlogen ist –, und irgendwie auch feige.

Und ja, mein lieber Sohn, ich kann gar nicht zählen, durch wie viele Prüfungen in meinem Leben ich nur dank genau jener Kräfte des natürlichen Magnetismus gekommen bin.

Nur die wichtigste, die habe ich nicht bestanden.

6

Woher wussten die Menschen, die dich trugen, wo sie hinsollten?

Wahrscheinlich ging ihnen ein Priester voran, ein noch sehr junger Mann, um die fünfundzwanzig, nicht viel älter ... Wie viele Menschen hatte er auf gleiche Weise zu einem offenen Grab geführt, Männer, Frauen, hochbetagte, alte, junge, kranke, gesunde, nach einem Herzversagen, unerwartet oder nach einer langen Krankheit? Wie viele Kinder, die man totgeprügelt hatte?

Ich weinte nicht mehr. Die Sonne streichelte zum letzten Mal dein Gesicht. Der Wind spielte zum letzten Mal mit deinen Haaren. Der Himmel war klar, bodenlos, wolkenlos, zum letzten Mal. Alles zum letzten Mal.

Das ausgehobene Grab war schon sichtbar. Ein Hügel frischer, feuchter Erde. Daneben zwei Totengräber mit Spaten. Aus irgendeinem Grund musste dein Weg hier enden, obwohl deine Beine so stark waren, so frisch ... so unerschöpflich waren deine Kräfte, so unsterblich warst du – warst du, ja, Vergangenheit, alles in der Vergangenheit.

Ich war zu spät bei deiner Geburt: Deine Mutter war schon nach Georgien gereist, ans Meer, wo ihre Eltern lebten, zur Sonne und allerlei Vitaminen, während ich in Moskau geblieben war, um irgendwas zu studieren, zweieinhalbtausend Kilometer von dem zukünftigen, ungeborenen Du entfernt.

Wie erfuhr ich von deiner Geburt? Ich erinnere mich nicht mehr daran.

Ich hatte am selben Tag noch ein Ticket gekauft, war in derselben Nacht geflogen, und am nächsten Morgen fast in der Stadt gelandet, in der du geboren worden warst – aber alles unter uns, alles unter dem Flugzeug, das die Landung schon eingesetzt hatte, war weiß: Nie gekannter Schnee war zu Ehren deiner Geburt auf die tropische Stadt gefallen, Schnee lag auf den Palmen, Schnee lag am Rande der Brandung, an der das salzige Meer mit seiner schwarzen Zunge leckte, Schnee lag auch auf der Landebahn, und im allerletzten Moment, buchstäblich in diesen allerletzten Sekunden, der weiße, flauschige, weiche Boden nur noch fünfzig ... vierzig ... dreißig ... fünfundzwanzig Meter von uns entfernt, hatte jemand beschlossen, es sei zu gefährlich. Das kleine Flugzeug hatte sich angespannt, die Motoren lauter brüllen lassen, die Nase nach oben gezogen und mich Gott weiß wohin gebracht, ins unbekannte und nutzlose Sochumi ...

Jemand holte mich ab, jemand nahm mich in seinem Haus auf, jemand bot mir ein Sofa zum Übernachten an.

Nirgends in dieser weißen Welt flogen Flugzeuge noch irgendwohin, zu der Stadt, in der das klitzekleine Du zur Welt gekommen war, bestand keinerlei Verbindung mehr: die Bergstraßen unzugänglich und viel zu gefährlich, Abgründe, Schluchten, der sichere Tod.

Wie lange hatte das Warten gedauert? Einen Tag. Zwei Tage. Drei.

Du warst so winzig, wehrlos und zerbrechlich, dass ich mich nicht traute, dich auf den Arm zu nehmen. Weit hinter der anderen, banalen, väterlichen Angst blieb lediglich diese: Wie genau das Kerlchen unter den kleinen Po oder Rücken fassen, wie das Köpfchen eines winzigen Menschleins halten, das, völlig unberührt von der Ankunft seines Vaters samt aller Begeisterung, allem Entzücken und allen Ängsten, noch nicht gelernt hatte, es selbstständig aufrecht zu halten?

So, oder besser so?

Das Zimmer war voller Fachleute gewesen, von allen Seiten hatte der Vater eine Vielzahl praktischer Ratschläge bekommen, aber nur Angst steuerte ihn, die größtmögliche Angst. Wie das nahezu gewichtlose, körperlich noch nicht ganz ausgeformte kleine Wesen – kaum eine Skizze im Zimmer, nicht einmal ein Kind – nicht zu zerbrechen, wie dieses taumelige und winzige Geschöpf nicht in viele zehntausende Stücke zerbersten zu lassen?

Ich stand noch vornüber gebeugt, hatte mich noch nicht wieder ganz aufgerichtet, den Rücken noch nicht gestreckt, als ich mich in Herzensangst fast überschlug, es wieder in das weiche, zarte Bettchen zurückzulegen, aus dem ich es mit idiotischem Übermut samt aller Folgen geholt hatte, einem Bettchen, das extra für ein Baby hergerichtet worden war, das dort friedlich schlief, Muttermilch verdaute, an Länge und Gewicht zunahm, jede Sekunde aufwuchs, Träume träumte – ich wollte sagen Kinderträume träumte, aber letztendlich waren es nicht einmal Kinderträume, eher Babyträume.

Was kann ein Baby träumen, so ein zwei Tage altes Würmchen?

Das Gold der Sonne, die Bläue des Himmels, die Weichheit der Mutterbrust, der Feuerlöwe, der Angst vor Papas enormen Fäusten hat, gellende Paviane, großzahnige

Krokodile, jadegrünes Gras mit Waldbeeren wie Tropfen Blut, das Geraschel vieler Bäume wenn der Wind anschwillt, das Rauschen des Regens, der einen ganzen See augenblicklich mit Kringeln bedeckt, in der Mitte eines jeden ein sofortiger Plumps, ein Tropfen, der direkt in den Himmel schießt, bis sich seine Bewegung verzögert und aufhört und er fällt und fällt und fällt, erneut ins Wasser, wo er mit anderen Tropfen verschmilzt, von denen er nicht einmal mehr zu unterscheiden ist, ein glücklicher Tropfen verschwindet, wird einfach Wasser, in dem Fische, die Wasser atmen können und ein verborgenes Leben führen, die Glupschaugen verdrehen, die Flossen befangen rühren und mit ihren Silberschuppen zucken, wenn sie von dem riesigen Schatten eines Storchs aufgeschreckt wurden, der grüblerisch an der Küste entlang stolziert, die Hände hinter dem Rücken gefaltet, die Kragenspitzen seiner dünnen Jacke fester übereinander geschlagen – es ist windig, regnerisch, die Sonne hat sich versteckt, Regenschirm nicht mitgenommen –, das Riedgras steht nicht hoch, dahinter saftiges, starkes Gras, ein Meter, zwei, drei ..., und in dem Gras ein ausgehobenes Grab, ein dunkles Rechteck, die feuchte Erde daneben, ein Hügel, auf dem Nachträume enden, von dem Tagträume und Hoffnung gleiten.

Ich weiß nicht, wovon ein Baby träumen kann, so ein reiner, wehrloser, unglaublich gutgläubiger Junge wie du, kaum zwei, drei, vier Tage alt.

Ich habe dich fallen lassen, mein Junge, trotz der zahlreichen Ratschläge der Anwesenden, trotz der nahezu unmenschlichen Anstrengungen, dich so korrekt und so vorsichtig und so sicher und was auch immer möglich war hinzulegen, aber vor allem möglichst schnell zurück in das feinste Babynest, aus dem ich dich unglücklicherweise zu holen getraut hatte, um dich im Arm zu halten und aus der allernächsten Nähe bewundern zu können, um, wie bei zwei Uhren, dein Herz auf meins abzustimmen und für ewig und immer und bis ans Ende der Zeiten, wenn alle Uhren angehalten wären, die beiden Herzen gemeinsam schlagen zu lassen, im selben Rhythmus, gleichzeitig, mit der größten Präzision, angetrieben durch die Liebe des Vaters und die Liebe des Sohns.

Ja, ich habe dich fallen lassen ... Oder besser gesagt, nicht richtig fallen lassen, aber ich schlug dein wahnsinnig zerbrechliches Köpfchen gegen die harte Kante des Holzbetts. Und danach sehr schnell, mit unglaublicher Behändigkeit, hatte ich dich zurück in dein Bettchen gelegt, in der Hoffnung, durch die Schnelligkeit verbergen zu können, was geschehen war.

Aber o, welch ein Gebrüll, o welch ein Geschrei, o welch allgemeine Panik, und o Scham und o Angst, die mich befielen!

Dein Grab kam immer näher, mein Junge.

Donnerstag oder Freitag also?

Ich merkte plötzlich, dass ich etwas Seltsames mit meinen Lippen machte, etwas mir Unbekanntes: Ich saugte sie nach innen und klemmte sie fest zwischen die Zähne. Ich hatte so etwas noch nie zuvor getan, warum da plötzlich? Tief in meinem Inneren wusste ich, dass mir die Bewegung irgendwie half, durchzuhalten, keine Tränen zu vergießen. Mich wie ein Mann zu verhalten.

Wie sollte sich ein Mann verhalten, fünf Schritte von der Kuhle entfernt, in die in einer oder zwei Minuten sein Sohn gesteckt würde, ein Sohn, den er zehn Jahre lang nicht gesehen hatte, unbeschützt, auf bestialische Art und Weise ermordet?

Viele weinten, alle weinten.

Die Mutter deiner Mutter ließ sich auf den frisch ausgegrabenen Erdhügel an deinem Grab fallen, umarmte ihn, so jedenfalls sah es für mich aus, dass sie ihn umarmte. Sie schrie fürchterlich. Ich begriff nicht, warum sie den Boden umarmte.

Dachte sie vielleicht verhindern zu können, dass du unter die Erde gebracht würdest, wenn sie diese Erde mit ihrem Körper bedeckte?

Es kam mir vor, als würde nur ich nicht weinen.

Alles war sehr einfach.

Dein Sarg wurde in die Erde hinabgelassen.

Sie hoben ihn einfach hoch und versenkten ihn in der Erde.

Wir standen alle neben dir und du wurdest in den Boden hinabgelassen.

Ich weinte nicht. Du weintest nicht, ich weinte auch nicht. Jungen weinen nicht. Männer weinen nicht.

Die Totengräber hatten es schwer, dein Sarg verschwand nicht reibungslos unter der Erde, sondern ruckartig, sie rüttelten ihn, Gott weiß, was in diesem Sarg mit dir geschah – lagst du noch immer auf dem Rücken? – und was würde unter der Erde mit dir geschehen, wenn das Grab erst einmal gefüllt und kein Licht mehr da wäre, und keine Sonne, und kein Himmel, und kein Wasser, aber du würdest keinen Durst mehr verspüren, nicht mehr atmen, die Augen nicht mehr gegen die grelle Sonne zusammenkneifen, und dann war ich an der Reihe, die Hand mit Erde zu füllen, über dir zu stehen, eine Handvoll Erde auf deinen Sarg zu werfen, welch seltsame, grausame Tradition, und da stand ich dann über dir, und ich zögerte und zögerte, und ich konnte diese Handvoll Erde einfach nicht werfen, und allmählich bekam diese Handvoll Erde eine sehr wichtige Bedeutung, obwohl ich nicht verstand welche, ich stand über dir, Sohn, mein lieber Junge, wie hatten Menschen dir, so rein und wehrlos, das antun können, all die grausamen Flecken auf deinem Gesicht, und all das andere, das ich nicht sehen konnte und nicht wissen konnte, und wir waren noch immer zusammen, du und ich, dein Feuerlöwe weinte in den goldenen Staub, die Paradiesvögel weinten im smaragdgrünen Dschungel, am durchdringend blauen Himmel weinte die brennende Sonne, die Erde weinte und darum war sie nass in meiner Handfläche, alle um uns herum weinten, der Baby-Elefant, den du einst vor den Hyänen gerettet hattest, weinte, und da wart ihr Freunde geworden, und er war zu einem wunderbaren, gigantischen Elefanten mit erstaunlichen Stoßzähnen herangewachsen, der dich auf deinen furchtlosen Spaziergängen über die afrikanischen Savannen immer und bei jedem Schritt voller tödlicher Gefahren beschützte, und dein Feuerlöwe wusste nicht, wie er ohne deine Träume auskommen sollte, und die Paradiesvögel wussten nicht, für wen sie jetzt singen, und die Sonne begriff nicht, warum sie jetzt scheinen sollte.

Und ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich weiterleben sollte, wie und warum.

Also würde ich die Handvoll betränte Erde auf dich werfen, und das war es dann, alles würde enden, die Nacht käme, die Nacht würde dem Tag wieder Platz machen, die Morgendämmerung würde nie wieder kommen, die Sonne würde nie mehr aufgehen, du würdest nie mehr barfuß auf das taunasse Gras treten, nie mehr nackt in das klare Wasser eines durchsichtigen Bergflusses springen.

Es war geschehen, eine Handvoll war geworfen worden, und das Licht, das durch die Bretter über deinem Gesicht brach, verblasste, die Erde klopfte gegen die Wände – Handvoll nach Handvoll, es wurde kühler, du wolltest dich in etwas Warmes wickeln, ein wenig drehen, dich etwas bequemer hinlegen, deine linke Schulter wurde von dem harten Holz darunter gefühllos, die Erde klopfte schon gedämpfter, es lag schon eine dicke Schicht über dem Deckel – eine Decke, die dich gegen den beißenden Frost und Regengüsse und Hagel und Schneestürme und Brände und Kriege und Überschwemmungen und das Böse beschützen würde, das war das Wichtigste, gegen Bösewichte, gegen Verbrecher, gegen Menschen, die ein Kind töten und das genießen können. In diese Decke, diese magische Decke, die ab dann und bis in die Ewigkeit deinen friedlichen Schlaf beschützen würde, mein lieber Junge, war auch meine Handvoll, mein kleiner Anteil.

Lebe wohl, mein Sohn.

Ruhe sanft.

S. 183 unten bis S.186 (Buchende)

Eine Sekunde bevor meine Brust explodieren würde, begriff ich, welches Licht ich gefunden hatte.

Ich warf mich nach vorn, stieß mich mit dem Schwert ab, um meinen Fall zu lenken – und spürte einen sanften Luftstrom, öffnete die Lippen und berührte die feurige Quelle, die mein Gesicht mit einer frischen Brise umhüllte, die nach Frühling roch, nach Abend, nach Wald, nach Feld, so würzig wie nach einem Sturm, blendend rein, und der erste Schluck des Lebenswassers minderte meinen Schmerz, löschte den tödlichen Durst nach Atem, gab mir meine Kräfte zurück, und da sah ich deinen Feuerlöwen schon, der mit runder Taucherbrille auf mich zu kralte.

Wo war meine Feldflasche? Natürlich, an meinem Gürtel.

Dein Feuerlöwe zog mich an die Oberfläche, warf mich auf seinen mächtigen Rücken und schwamm weiter. Ohne zu fragen, begriff ich, dass er genau wusste, wo wir hinmussten. Lang ausgestreckt lag ich auf seinem Rücken, schaute in den Himmel und dachte zurück an den Kampf mit dem furchterregenden Drachen, an seine zahllosen Köpfe, die aus seinen leeren Augenhöhlen wuchsen, an den Maschinenraum, in dem sein Herz bewahrt wurde, an die Springbrunnen aus schwarzem Blut –, und wie die Zähne des größten Kopfes knapp vor meinem Gesicht zuschnappten: ein Wunder, dass ich dem sicheren Tod in seinem Maul entkam.

Und dann hörte das Schaukeln auf, dein Feuerlöwe hielt an, stellte sich erst auf die Vorderbeine, danach auch auf die Hinterbeine, trat ein paar Schritte vor, ließ sich nieder und legte sich in den Sand.

Ich hob den Kopf und sah das unter der Sonne blendende, friedliche Smaragdgrün des Meeres, den dünnen feuchten Sandstreifen, der schon bald unerträglich weiß aufleuchtete. Die im Wind spielenden Sandkörner. Sand strömte in den Fußabdruck, den meine scharf gespornten Ritterstiefel hinterlassen hatten. Der schwarze, kahle Baum. Der kleine Grabhügel mit dem einfachen Holzkreuz am Kopfende.

Ich nahm die überflüssige Erde von dir und legte dich auf den warmen, trockenen Sand. Mein feiner Junge.

In dieser Feldflasche hatte ich früher jahrhundertealten Honigtrunk dabei.

Während ich den fest zugedrehten Verschluss aufschraubte, öffnete dein Feuerlöwe deine Lippen. Ohne ihn wäre ich ewig in meinem Lehnstuhl auf dem weißen Sand sitzen geblieben, und würdest du für immer in diesem schwarzen, engen Sarg liegen. Ich war ihm so dankbar.

Die Flasche war offen, und die Tropfen fielen, einer nach dem anderen, funkelnd in der Sonne, in deinen leicht geöffneten Mund.

„Und auf seine Augen“, erinnerte dein Feuerlöwe mich.

Ja, natürlich, wie konnte ich das vergessen?

Ein Tropfen auf dein linkes Auge, das sich sofort öffnete, ein Tropfen auf dein rechtes Auge, und auch das öffnete sich sofort.

Wie lange habe ich geschlafen, würdest du fragen, wie es immer in unseren Märchen geschah.

„Wie lange habe ich geschlafen?“, fragtest du, während du dich lächelnd aufsetzttest.

„Hallo“, sagtest du zu deinem Feuerlöwen.

Ich konnte mir vorstellen, wie schwer es ihm gefallen sein musste, vor Freude nicht in Schluchzen auszubrechen, mit seinen gigantischen Löwentränen!

„Hallo“, sagtest du auch zu mir.

Und noch bevor ich dir alles erzählen konnte, was ich so leidenschaftlich gern mit dir teilen wollte, bevor ich dich umarmen, an meine Brust drücken konnte, dich mit Küssen übersäen, kamen sie alle angerannt, wie konnte ich sie vergessen, natürlich kamen sie alle angerannt, alle sechs – und die beiden auch – all diese acht drolligen Kinder, an deren Gesichter ich mich nicht erinnere, aber deren Lachen ich sofort erkannte.

„Endlich bist du wach, alle warten auf dich, komm schnell mit!“

Du lachtest zurück, standest auf, klopftest dir den Sand von der Jeans, ranntest hinter den anderen her, über euch erstreckte sich ein makellos klarer Himmel, ich schickte deinen mächtigen Feuerlöwen hinter dir her, er hatte dich zu sehr vermisst, und es beruhigte mich zu wissen, dass er bei dir war.

Die Meeresbrise spielte mit den jungen, zarten Blättern des grünen Baumes.

Liegend im warmen Sand weinte ich, lauschte deinem Gelächter wie einer göttlichen Sinfonie.
